



Was ist die Schweiz ohne Schneekultur?

Nächste Woche soll's vielleicht sogar wieder einmal schneien. Für ein Requiem ist es also zu früh, doch es zeichnet sich immer klarer ab: Mit dem Weiss und somit dem Skispass geht's zu Ende. Wie soll die Volksseele das verkraften?.

07.01.2023, Urs Bühler

Die Berge stehen noch, immerhin. Aber die Banken wanken, die Swissair ist längst tot, selbst die Milch droht ihre Unschuld zu verlieren. Und ein weiteres weisses Symbol für die Schweiz steht auf der roten Liste der aussterbenden Wetterphänomene, zumindest in den Niederungen: der Schnee!

Als jüngstes Mahnmal kursieren seit einigen Tagen Fotos von Hängen in höheren Lagen, wo sich zwischen braunem Matsch und grünen Hügeln eine lächerliche Spur aus Kunstschnee zieht. Das betrifft auch andere Alpengnationen, aber es trifft besonders hart ein Land, das für sich beansprucht, den Winter erfunden zu haben (oder zumindest dessen touristische Nutzung). Wir mögen keine ganz so weisse Weste haben, aber auf das Weiss unseres Winters war lange Verlass, als sein Einbruch diesen Namen noch verdiente.

Magische Worte aus dem Radio

Das schlägt sich nieder im Depot der Kindheitserinnerungen, das die Volksseele nährt: allererster Schnee, erster Schnee, nächster Schnee. Schlitteln und Skifahren gehören sicher dazu, doch die Faszination erschliesst sich im Grunde unabhängig von der Fortbewegungsform.

Magische Wirkung hatten auf uns Knirpse einst die Worte der Wettervorhersage, wenn sie aus dem Radio drangen: «Schnee bis in die Niederungen». Und war er dann endlich da, empfing ihn reichhaltiges Volksliedgut: «Es schneielet, es beielet . . . »

Ja, dem ersten Schnee wohnt ein Zauber inne wie keinem anderen Wetterphänomen im Jahreskreis. Weiss ist die Farbe der Braut und der Friedenstaube, der Unschuld und des Neuanfangs, den jede frisch gefallene Schneedecke anzubieten scheint: Sie ist die leere Leinwand, die gefüllt werden darf, eine Projektionsfläche für Phantasien und Träumereien aller Art. Nun liegt da nur noch Dreck.

Nie hätte es der tschechoslowakische-Evergreen «Drei Nüsse für Aschenbrödel» zum Klassiker des hiesigen Advents-Fernsehprogramms gebracht, wenn seine romantische Schlüsselszene auf matschigen Wiesen statt im tiefverschneiten Wald spielen würde. Auch die in der Aufklärung aufgekommene Verklärung der Schweizer Bergwelt als Refugium der Freiheit und Reinheit sowie als Quelle des Glücks ist mit der weissen Pracht assoziiert. Den Grundton setzte vor fast dreihundert Jahren Albert von Hallers lyrisches Grosswerk «Die Alpen» (1729), in dem den Wanderer Schwindel erfasst vor Schneegipfeln und Eisbergen.

Wie registriert einer wie Peter von Matt, brillanter Erforscher der Schweizer Seele, das Aussterben des Schnees? «Der Prozess beschäftigt und schmerzt viele», teilt uns der in Dübendorf lebende Literaturwissenschaftler mit. «Von einem Hügel aus in der Nähe, wo wir wohnen, ist eine der Spitzen des Glärnischmassivs sehr gut zu sehen, 2905 Meter hoch. Man nennt sie «Vrenelisgärtli» und erzählte einst, dass dort eine eitle Frau für alle Zeiten vom Schnee zugedeckt worden sei. Seit dem Jahr 2003 ist diese Sage sinnlos, weil der Bergkopf im Sommer den «ewigen Schnee» verliert. Ein einziges Mal ist er wieder weiss geblieben, im letzten Sommer.»

Schnee als kulturelle Materie

Was bedeutet dieses langsame Verschwinden für unser Selbstverständnis, für unsere Mentalität sogar? Mit Fragen dieser Art begibt man sich aufs dünne Eis von Theorien, die Ethnien aufgrund klimatischer Bedingungen zu schubladisieren versuchen. Das gängige Bild der Schweizer als Bergvolk mit Schädeln wie Granit bildet die urbane Prägung dieses Landes ja auch nicht wirklich ab. Aber ist der Gedanke so abwegig, dass der einigermassen regelmässige Anblick von Schnee und das Treiben darin den Charakter mitformen?



Unzweifelhaft geformt wird dadurch die Kultur. Das sieht auch Bernhard Tschofen so, Professor für kulturwissenschaftliche Raumforschung an der Universität Zürich: «Schnee ist eine kulturelle Materie, nicht nur ein physikalisch erklärbarer Stoff», sagt er, und diese Funktion verbinde nicht zuletzt die Alpenländer. Dabei bezieht sich der gebürtige Vorarlberger weniger auf sportliche Aktivitäten – wenngleich er die gemeinsame Bewegung im Schnee als identitätsstiftend bezeichnet – als aufs «unausgesprochene kulturelle Gedächtnis»: Es ist die kollektive Erfahrung von Stimmungen der ausgeprägten Jahreszeiten, samt unvergleichlichem Tanz der Flocken.

Aber eine zentrale Komponente ist natürlich der Wintersport, der hierzulande allerdings auf Eis begann: Die Briten, mit denen der moderne Bergtourismus kam, vergnügten sich anfangs mit Bobfahren, Curling, erst ab 1900 trat der Schneesport seinen Siegeszug an. Dies dafür umso erfolgreicher, was sich schon in der Funktion der Schweiz als Kulisse internationaler Bilderreigen zeigt. Die britische Königsfamilie liess sich über die Jahrzehnte in Gstaad, Klosters, Verbier kaum beim Golfen ablichten.

Und natürlich unterzieht James Bond «Im Geheimdienst Ihrer Majestät» 1969 am verschneiten Schilthorn jenes Fortbewegungsmittel einem Härte-test, das sich im Namen dieses Bergs verbirgt: Schi. Wäre es denkbar, dass er die Schweiz auf Wasserski erobern würde? Nun, denkbar ist bei Agent 007 alles, aber dankbar wäre ihm niemand dafür. Schliesslich ist es der Schnee, der Nationalhelden wie einen Marco Odermatt gebiert.

Was also geht verloren, wenn die Skikultur schlingert? Anruf beim Alpinen Museum der Schweiz in Bern: Direktor Beat Hächler wird nostalgisch, passend zu seiner gegenwärtigen Schau «Après-Lift. Skiberge im Wandel», die dem Verschwinden der kleinen Skilifte gewidmet ist. Er selbst, Jahrgang 1962, ist im Aargau aufgewachsen. Da gab's zum Beispiel in Zofingen einen Mini-Lift im Brunngraben, so etwas hiess damals «Idiotenhügel», was heute natürlich nicht mehr ginge, selbst wenn es ihn noch gäbe. Aber es gibt den Lift nicht mehr, wie Dutzende weitere im Land, denen der Schnee, das Geld oder beides ausging, sei es im Jura, im Tessiner Centovalli oder im appenzellischen Trogen. Zwei Fünftel der Schweizer Skilifte von einst sind in den letzten Jahrzehnten eingegangen, nicht nur als Folge der Klimaveränderung.

«Damit ist nicht nur eine Infrastruktur verschwunden, die man ja weiter oben noch findet», sagt Hächler, «sondern vor allem ein Stück lokale Skikultur vor der Haustür.» Ähnliche wie Dorfbeizen hatten diese kleinen Lifte eine Funktion als Treffpunkt, und mit ihrem Niedergang wurde es auch schwieriger, Nachwuchs mit dem Ski-Virus zu infizieren. In der kleinen Eiszeit der sechziger und siebziger Jahre aber waren sie selbst im Flachland wie Pilze aus dem Boden geschossen, ein entscheidender Beitrag zur Breitenwirkung dieses Sports. Er sollte für alle zugänglich werden, wozu auch Skilager beitrugen.

Die Flucht in höhere Lagen

Den Soundtrack zu diesen Erinnerungen an die hohen Zeiten dieses Volkssports bildet der Schlager «Alles fährt Schii», vor dem inneren Auge steigen Hunderte Rivella-, Ovomaltine- und SKA-Logos auf Mützen auf, womit die einleitend erwähnten Symbole zusammenfinden: Berge, Banken, Milch und Schnee.

Angezogen fühlt sich ein vorwiegend städtisches Publikum, das in der Freizeit gerne Bergluft und Sonne tankt. «Es gibt nicht so manche Tätigkeit, bei der Genuss derart optimiert ist wie beim Pistenfahren», sagt Hächler. «Ich würde es am ehesten mit dem Strandleben vergleichen. Man lässt sich von einer Maschine raufziehen, gleitet dann mit hoher Geschwindigkeit über den Schnee, kehrt in Pistenbeizen ein.» Zur Kultur dieses Sports gehört eine Kleidung, die laut Hächler eher eine Verkleidung ist: «So wird die Piste zur Bühne, auf welcher die Bankdirektorin und die Putzhilfe etwa gleich aussehen.» Und sie wird, wie man anfügen könnte, samt Après-Ski wie die Fasnacht zum einem Ventil für Frivolitäten.

Heute begibt sich in Skilagern, wenn sie überhaupt stattfinden, noch ein Bruchteil der Teilnehmenden auf die Bretter, Skiwochenenden sind längst in «Snow-Weekends» umgetauft. Und nun droht selbst der Bestandteil «Snow



» zum Anachronismus zu werden.

Dann bliebe in den Bergen noch das Wandern, das ja auch ein Ausdruck der Schweizer Volksseele sein soll. Kunstschnee dürfte das Pistenfahren punktuell weiterhin ermöglichen, doch das tröstet nicht über die kargen Bilder hinweg, die auch einen unsentimentalen Geist wie Peter von Matt wehmütig stimmen: «Dass viele kaum beachtete Berge, die bisher gelassen und in vielen Weisstönen dastanden, im Sommer wie Schotterhaufen wirken, kann einen bedrücken», hält er fest. «Man sucht spontan die höheren Zonen, in denen man die alte Gelassenheit wieder finden möchte. Das ist lächerlich. Es scheint einen selbst vergänglicher zu machen.»

Der Schnee aber, den Rückzug gewohnt, krebst weiter zurück. Und die Volksseele, des Spielfelds beraubt, schrumpft dabei leicht.

NZZ am Sonntag, Hintergrund